Justinus Kerner

Autor(en): **Kaeslin, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **9 (1911-1912)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-748873

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

MARFA Comment,
Tu recules? Un tzar ne serait qu'un amant?

MARINA, s'emparant de la main de Démétrius.

A mes côtés! Bas. Dmitri, si tu tiens à ta tête . . .
Ton secret dévoilé, c'est la fin de la fête,
Et c'est, au lieu d'un sceptre en main, la corde au cou.

MARFA, repoussant Marina.

Que dira la Russie et que dira Moscou?
Elle menace, enfant; je vois son stratagème.
Obéis-moi, Dmitri! . . . Dmitri! . . .

MARINA, arrachant le tzar à sa mère. Dmitri!

DÉMÉTRIUS, dans les bras de Marina. Je l'aime!

· RIDEAU ·

(La suite au prochain numéro.)

JUSTINUS KERNER

Die Erinnerung an zwei aus Schwaben stammende Dichter wird im Laufe dieses Jahres wachgerufen werden: in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar werden fünfzig Jahre vergangen sein, seit Justinus Kerner sein Haupt aufs Sterbekissen neigte; am 13. November aber vollendet sich das erste halbe Jahrhundert seit Ludwig Uhlands Hingang. Man wird nicht verfehlen, da und dort auf Kerner hinzuweisen; Uhland wird man als einen Großen im Reich der deutschen Poesie überall feiern. Eingehende Beschäftigung mit Justinus Kerner hat mich zu der Überzeugung geführt, dass dieser Dichter zu den Lyrikern gehört, die wir nicht vergessen sollten und dass er als solcher in gewisser Hinsicht über Uhland zu stellen ist, wie dieser den Freund als Romanzendichter weit überragt. Dass Kerner dem Gedächtnis späterer Generationen einigermaßen hat entschwinden können, das erklärt sich meines Erachtens hauptsächlich daraus, dass der allzu Sorglose, „dem das Dichten weniger ein künstlerisches Tun als ein menschliches Lebensbedürfnis war", der Öffentlichkeit mitzuteilen

pflegte, was immer in die stets bereite Feder floss, so dass nun eine Masse halb missratener und ganz misslungener Verse das Treffliche in seinem Werk — und es ist viel Treffliches da — sozusagen erstickt. Das Unvergängliche im Schaffen dieses zarten Liederdichters ins Licht zu setzen, dünkt mich eine lohnende Aufgabe. Dass sich unsere Aufmerksamkeit damit auch einer originellen und in ihrer Art bedeutenden Persönlichkeit zuwendet, mögen die Worte beweisen, die David Friedrich Strauß, der unvergleichliche Meister biographischer Charakteristik, nach Kerners Tode schrieb: „In seinen Werken macht mehr als ein Dichter einen bedeutenderen Eindruck auf uns; aber einen, dessen Persönlichkeit einen gleich poetischen gemacht hätte, haben wir unter denen, die wir persönlich kennen gelernt haben, nicht gefunden. Bedarf es in der Nähe manches anderen Poeten der beständigen Erinnerung an seine Dichtungen, wenn man nicht vergessen will, dass man einen Dichter vor sich hat, so vergaß man bei Kerner umgekehrt sein Werk ganz, eben weil man einen Dichter in Fleisch und Blut vor sich hatte.“ Es sei gleich vorweg gesagt, dass die zwei Aufsätze, die Strauß Kernern gewidmet hat — der eine erschien 1839, der andere wie gesagt unmittelbar nach des Dichters Tode — die beste Charakteristik seiner menschlichen Persönlichkeit enthalten, die gegeben worden ist. Sie werden ihren Rang auch in Zukunft nicht verlieren.

I. DER MENSCH

Als Theodor Storm im Spätsommer des Jahres 1855 auf einer Reise nach Süddeutschland bei Eduard Mörike in Stuttgart einkehrte, riet dieser ihm dringend, Kerner in Weinsberg zu besuchen. Leider vertrug sich das nicht mit Storms weiteren Reiseplänen, und so hat der norddeutsche Dichter keinen Blick tun können in das „merkwürdigste und eigentümlichste Haus in Schwaben“. Die Glanzzeit desselben war allerdings damals vorüber. Storm würde einen Siebziger angetroffen haben, der über Beschwerden des Alters, namentlich über zunehmende Sehschwäche zu klagen pflegte und leicht in Tränen ausbrach, wenn seiner vor Jahresfrist von ihm geschiedenen Gattin, des über alles geliebten Rickele, gedacht wurde. Wahrscheinlich wäre Kerner, der sich zwar in seinen Gedichten immer wieder nach Einsamkeit

sehnt, der aber im Leben die Gesellschaft „lieber Menschen“ gar nicht entbehren konnte, im Laufe der Unterhaltung heiterer geworden; unversehens wäre wohl die Sonne seines Humors aus dem Nebel getreten, und er hätte vielleicht seinem Gaste die komische Verzweiflung geschildert und vorgespielt, mit der Lenau von seinem amerikanischen Reiseabenteuer zu reden pflegte.

Wir haben damit schon auf gegensätzliche Eigentümlichkeiten im Wesen dieses Mannes hingewiesen. Neigung zur Melancholie eignete dem Dichter, in dessen mütterlicher Familie Geisteskrankheit heimisch war, von Jugend auf; sie ist auch in den Zeiten nicht von ihm gewichen, da ihm das reichste Glück erblühte. Schrieb doch seine Gattin im zweiten Jahr ihrer Ehe an Karl Mayer: mit der Melancholie ihres Mannes sei es in Galdorf, wohin die Familie eben übergesiedelt war, noch schlimmer geworden. „Es ist traurig, und oft mehr als ich tragen kann, wenigstens mit Heiterkeit wie es doch sein muss.“ Es scheint, dass der häufige Anblick menschlichen Elendes, der dem Arzte Kerner nicht erspart blieb, seine Stimmung mitbeeinflusste. Marie Niethammer, eine Tochter des Dichters, der wir das sonnige Büchlein: „Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus“ verdanken, teilt mit, dass ihr Vater, als er einmal gefragt wurde, ob ihm keine Kinder gestorben seien, mit einem tiefen Seufzer antwortete: Ja, mehr als hundert. Die Kinder, die er behandelte, galten ihm offenbar wie eigene. Das sprechendste Zeugnis dafür, dass die Gefühle des Schmerzes, der Sehnsucht immer wieder in diesem Herzen aufsprossten, geben Kerners Gedichte. Ja, dieser Akkord wird hier so oft und so stark angeschlagen, dass man geneigt ist, die Töne heiterer Lebenslust, die doch auch anklingen, zu überhören. Wie nicht anders zu erwarten, hat Kerner für seine vorwaltende dichterische Empfindung öfters ergreifende Worte gefunden. Ein bekanntes, aus des Dichters Frühzeit stammendes Lied möge das dartun.

WANDERER

Die Straßen, die ich gehe,
So oft ich um mich sehe,
Sie bleiben fremd doch mir.
Herberg', wo ich möcht weilen,
Ich kann sie nicht ereilen,
Weit, weit ist sie von hier.

So fremd mir anzuschauen,
Sind diese Städt' und Auen,
Die Burgen stumm und tot!
Doch fern Gebirge ragen,
Die meine Heimat tragen,
Ein ewig Morgenrot.

Dass Kerner auch der heitersten Laune fähig war, dafür finden sich untrügliche Beweise in seinen eigenen Briefen und in Äußerungen derer, die ihm nahe standen. Ein Kandidat der Theologie fragte, nachdem er, in einem durch Tieck und Mathisson geweihten „Dichtersessel" geschmiegt, eine halbe Stunde lang seine elenden Verse vorgelesen hatte, was Kerner von diesen halte. Dieser meinte: „O, mir gefallen sie gut, außerordentlich gut, aber während Sie lasen, musste ich immer nur den Tieckstuhl betrachten, in dem Sie saßen; der machte kuriose Gesten, das eine Mal schüttelte er sich, dann kratzte er sich wieder mit dem Fuß hinter der Stuhllehne, und bei einigen Stellen Ihrer Gedichte schlug er sogar mit beiden Hinterfüßen hinaus und machte einen Satz — es war merkwürdig anzusehen." — Theobald Kerner, der Sohn des Dichters, Verfasser des anziehenden und viel gelesenen Buches: „Das Kernerhaus und seine Gäste", erzählt folgendes: Der Dichter kehrte auf seinen Fahrten gerne in Heilbronn bei einer Frau Linsenmeyer ein. War nun im Winter unfreundliches Wetter, so seufzte der Vater bisweilen in seiner häuslichen Behaglichkeit: „Ach, ich wollte, ich säße bei Frau Linsenmeyer und tränke ein Glas Bier." Worauf sich Frau Dr. Kerner zum Ergötzen ihres Mannes mittels einer weißen Haube und einer Küchenschürze als Frau Linsenmeyer ausstaffierte und „dem Herrn Oberamtsarzt und seinem Herrn Sohn" mit Bier und all den schönen Redensarten aufwartete, die eine rechte schwäbische Wirtin für „Honoratioren" bereit hat. Kerner, der, ein Mann von kräftigem Körperbau, täglich seine zweiundeinhalb Liter Wein genoss, hat mehrere klingende Trinklieder gedichtet. Sie erscheinen durchweg als unmittelbarer Ausdruck heiteren Erlebens. Ich verzichte darauf, das viel gesungene Wein- und Wanderlied: „Wohlauf noch getrunken" wiederzugeben, ein Lied, in dem sich fliegender Rhythmus und vorwärtsdrängende Empfindung zu einem so hinreißenden Ganzen verbinden. Auch das „Trinklied im Juni", in welchem die Beobachtung, dass zur Zeit der Rebenblüte der Wein im Fass in Be-

wegung kommt, sinnig verwendet wird, kann hier seines Umfanges wegen nicht gut Platz finden. Seine Stelle möge ein Gedicht vertreten, das zwar nicht ein eigentliches Trinklied vorstellt, das jedoch aus einer ähnlichen Stimmung heraus geboren ist. Ich halte es für einen Edelstein in Kerners Lyrik.

LUST DER STURMNACHT

Wenn durch Berg und Tale draußen
Regen schauert, Stürme brausen,
Schild und Fenster hell erklirren
Und in Nacht die Wandrer irren,

Ruht es sich so süß hier innen,
Aufgelöst in sel'ges Minnen.
All der goldne Himmelsschimmer
Flieht herein ins stille Zimmer.

Reiches Leben! Hab Erbarmen!
Halt mich fest in linden Armen!
Lenzesblumen aufwärts dringen,
Wölklein ziehen, Vögel singen.

Ende nie, du Sturmnacht, wilde!
Klirrt ihr Fenster, schwankt ihr Schilde!
Bäumt euch, Wälder! Braus', o Welle!
Mich umfängt des Himmels Helle.

Nun ist schon mehrmals des Dichters Gattin genannt worden. Es ist reizvoll, zu vernehmen, wie Kerner sich diese Frau erwarb, die dem Unpraktischen, der beispielsweise die gangbaren Münzen nie so recht auseinander kannte, alle Sorge um sein Hauswesen abnahm und die zugleich befähigt war, zu verstehen und mitzuempfinden, was immer ihn bewegte. Wir lassen Marie Niethammer das Wort: „Es war am 26. April 1807, Uhlands Geburtstag, als Kerner und Uhland mit einer Gesellschaft von Freunden und Verwandten die Achalm bei Reutlingen bestiegen. Alle waren fröhlich, nur ein junges, feines Mädchen in dunkler Kleidung, das mit zu dieser Gesellschaft gehörte, stand allein und sah traurig in die Gegend hinaus. Kerner, der dieses Mädchen noch nie früher gesehen hatte, trat auf sie zu und redete sie mit den Worten Goethes an:

Wie kommt's, dass du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiss, du hast geweint.

Sie antwortete mit dem zweiten Vers:

Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Tränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz.

Mit diesen Worten war der Bund der Herzen zwischen Friederike und Justinus geschlossen."

Kerner war zu dieser Zeit noch Student der Medizin in Tübingen, und die Tante, deren Sorge die verwaiste Friederike Ehmann anvertraut war, wünschte nicht, dass sich die Liebenden schon bänden und sich öfters sähen. Und so musste sich der Dichter meistens damit begnügen, von einem Hügel aus, der sich über Lustenau, dem damaligen Wohnorte der Geliebten, erhebt, nach ihrem Fenster zu spähen. Unter einem Stein in einer alten verfallenen Kapelle — o schöne Zeit romantischer Schwärmerei! — fand eins des andern Briefe. In den Episteln an seine Braut poetisiert Kerner auf die reizvollste Weise, was er auf seinen Wanderungen nach Lustenau erlebte. Unversehens setzt sich hier oftmals der Vers an die Stelle der ungebundenen Rede:

Liebes Mädchen, sahst du nicht, wie gestern
Ich auf hohem Berge lang gelegen?
Blickend auf das weiße Kreuz im Tale,
Das die Flügel deines Fensters bilden,
Glaubt' ich schon, du kämst durchs Tal gewandelt.
Sprang ich auf, da war's ein weißes Blümlein,
Das sich täuschend mir vor's Auge stellte.
Lange harrt' ich, aber endlich breiten
Auseinander sich des Fensters Flügel,
Und an seinem weißen Kreuze stehst du,
Berg und Tal ein stiller Friedensengel.
Vöglein ziehen nah an dir vorüber,
Täublein sitzen auf dem nahen Dache,
Kommt der Mond und kommen alle Sterne,
Blicken all dir keck in's blaue Auge.
Steh' ich einsam, einsam in der Ferne,
Habe keine Flügel hinzufliegen,
Habe keine Strahlen hinzusenden,
Steh' ich einsam, einsam in der Ferne.
„Gehst du," sprach ich mit verhaltnen Tränen:
„Ruhet süß, ihr lieben, lieben Augen!
Ruhet süß, ihr weißen, weißen Lilien!
Ruhet süß, ihr lieben, lieben Hände!"
Sprachens nach die Sterne an dem Himmel,
Sprachens nach die Blumen in dem Tale.
Weh! o weh! du hast es nicht vernommen!

Erst nach einem Brautstand von sechs Jahren, während welcher Zeit der Dichter sein medizinisches Examen bestand, auf einer größeren Reise Hamburg, Berlin und Wien besuchte und vorübergehend in Wildbad praktizierte, sahen sich die Liebenden in der Lage, vor den Altar zu treten. Fünf Jahre später, 1818, zogen die Eheleute, denen unterdessen ein Töchterchen, Marie, beschert worden war, nach Weinsberg, einem fast nur von Winzern bewohnten Dorfe, das in kurzer Zeit durch Kerners Beobachtungen an Somnambulen, durch sein dichterisches Schaffen, vorab durch die von der Doktorfamilie geübte Gastfreundschaft Weltruf erlangen sollte. Alle Männer von Bedeutung und Namen, die in den folgenden Jahrzehnten auf württembergischem Boden lebten oder ihn vorübergehend betraten, sind in Kerners Haus empfangen worden. Ich nenne, ohne die Liste erschöpfen zu wollen: Uhland, Schwab, Lenau, Varnhagen von Ense, den Nationalökonomen List, Friedrich Theodor Vischer, Auerbach, den Grafen Alexander von Württemberg, Wilhelm Müller, Geibel, Freiligrath, Mosen, Frau von Krüdener, Rybinsky, der letzte Generalissimus der aufständischen Polen im Jahr 1831, nicht zu vergessen Karl Kerner, des Dichters Bruder, der 1812 die württembergischen Hilfsvölker Napoleons in Russland kommandierte und später wichtige Stellen im Zivildienst inne hatte. Ein weiterer Bruder, Georg, ein hochbegabter Mensch, der in der französischen Revolution eine gewisse Rolle gespielt hat, starb in Hamburg, als er sich eben zu einem Besuche in der alten Heimat rüstete. Noch größer war die Zahl der unberühmten Gäste, die meisten verständige Menschen, mit denen sich ein Wort reden ließ, darunter aber auch manche Dunkelmänner, die durch irgend eine Originalität für den Augenblick interessieren konnten, bald jedoch lästig wurden. „Die Wände des kleinen Kernerhauses schienen sich gutherzig von selbst zu dehnen“, wenn sich Gäste einstellten. Dabei geschah es wohl, dass die Kinder des Hauses — die schon erwähnten: Marie und Theobald und das jüngere Töchterchen Emma — ihre Schlafstätten räumen, ja dass sie einmal bei Tisch ein wenig fasten mussten. Wenn man dies — wohl auch im Jahrhundert des Kindes — gelten lassen mag, so setzt uns doch die optimistische Lässigkeit, mit der man in diesem ärztlichen Hause manche Dinge anfasste, in Erstaunen. Ein aus einer Irrenanstalt als „geheilt“ ent-

lassener Russe bedrohte den jungen Theobald, der mit ihm im selben Gartenhäuschen schlief, mit einem großen Messer. Der Vater erklärte am folgenden Tag, der Anfall sei darauf zurückzuführen, dass in der letzten Nacht Vollmond gewesen sei; es werde nun für einen Monat Ruhe eintreten. Und Theobald schlief, da kein anderes Zimmer frei war, noch ein paar Nächte mit dem Russen in jenem Gartenhaus. Dass Kerner, in seine Ideen eingesponnen, auch in andern Fällen die Forderung des Augenblicks misskannte, darf uns nicht wundernehmen. Was soll man dazu sagen, dass er einer großen Schar von jungen Leuten, die anlässlich des deutschen Bundes-Turnfestes in Heilbronn 1846 nach Weinsberg hinüberkamen, um ihm ihre Verehrung auszudrücken, die tief melancholischen letzten Verse des unglücklichen Lenau vorsprach und die trübsinnigsten Betrachtungen daran knüpfte! Doch ich gerate auf einen Seitenweg: D. F. Strauß, der selbst oft in Weinsberg war, schrieb 1839 über das Kernerhaus: „Eine schönere und zartere Gastlichkeit ist nicht leicht in einem Hause zu treffen. Unter den vielen Fremden, die es jährlich besuchen, wird doch jeder in seiner Eigentümlichkeit aufgefasst und ihm eine entsprechende Rücksicht und Neigung gewidmet . . . Das dennoch sich aufdrängende Gefühl, hier allzuviel Güte zu missbrauchen, wird dem Gaste nur dadurch erleichtert, dass er sieht, wie seine Anwesenheit nicht die mindeste Störung oder Änderung im Hauswesen hervorbringt, sondern alles in seinem ruhigen, einfachen Gange bleibt. Und in welche Familie findet sich der Gast hier eingeführt! Kein Wunder, dass von bösen Geistern Geplagte hier Hilfe und Heilung suchen: der gute Geist dieses Hauses, der muss sie vertreiben.“ Man sagte Kerner nach, dass er sich nicht ungern im Glanze fürstlicher Besucher sonne. Das aber war bei ihm eine liebenswürdige Schwäche, die seine Menschlichkeit in keiner Weise beeinträchtigte. Als ein mit Handschuhen handelnder Tiroler sich einmal einstellte, wie eben ein bayrischer Prinz zu Gaste war, da sagte der Herr des Hauses zu diesem: „Königliche Hoheit, hier ist ein alter Freund von mir und ein Landsmann von Ihnen. So oft er kam, hat er an meinem Tisch gegessen, und gewiss haben Sie nichts dagegen einzuwenden, wenn es auch heute geschieht.“ — Mit einer so demokratischen Denkweise verbindet sich oft Gleichgültigkeit gegen äußere Formen.

Das traf auch bei Kerner zu. Er selbst kleidete sich so bequem als möglich; zu einem Besucher, der Glacé-Handschuhe trug, sagte er: „Ziehen Sie doch Ihre Affenfingerchen aus, es beengt mich.“ Es ist ein weiter Weg von der Biedermeier-Einfachheit Kerners zu dem Ästhetentum mancher Dichter unserer Tage, von dem über alles Dissonierende weghörenden Wohlwollen jener Menschen zu der schonungslosen Kühle, die in den Menschenschilderungen so mancher Schriftsteller unserer Zeit zutage tritt.

Die Kehrseite von Kerners liebenswürdiger Aufgeschlossenheit im Verkehr mit Menschen, die er schätzte, bildete ein gewisses Bedürfnis sich anzuschmiegen, ein starkes Verlangen nach Äußerungen der Zuneigung von Seiten seiner Vertrauten. Das steigert sich in seinen Briefen bisweilen ins Unmännliche. Karl Mayer teilt in seinem reichen Buche: „Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen“ einen Brief des dreißigjährigen Kerner mit, worin es heißt: „Uhland schreibt mir trotz aller Bitten nicht ... Er ist auch schuld, dass ich gar nichts mehr dichte. Ich kann durch nichts als durch Mitteilung geweckt werden.“ Später wiederholen sich Klagen über Vernachlässigung immer häufiger.

Marie Niethammer sagt in bezug auf Kerners Verhältnis zu seiner Gattin: „Kein Brief wurde abgeschickt, den sie nicht vorher gelesen. Nichts, was er schrieb, dünkte ihn fertig, ohne dass die Mutter ihr Urteil abgegeben hatte.“ Sie tat dies oft in humorvoller Art: Wie Kerner ihr einst mehrere abzuschickende Briefe zeigte, in denen er düsteren Todesgedanken Ausdruck gegeben hatte, meinte sie: „Aber Kerner, wenn du diese Briefe abschickst, kannst du fast mit Ehren nicht mehr weiter leben!“ In vielen Gedichten hat Kerner seine Frau gerühmt um dessentwillen, was sie ihm war, was sie für ihn tat. Als sie von ihm gegangen, sagte er:

Wie dir geschah, so soll's auch mir gescheh'n,
Nur wo du hinkamst, will auch ich hingeh'n;
Ich will ins Licht nur, wirst im Licht du sein,
Bist du in Nacht, so will ich in die Nacht,
Bist du in Pein, so will ich in die Pein.
Von dir getrennt hab ich mich nie gedacht,
Zu dir, zu dir will ich allein, allein!

Die Erinnerung an einen aus dem Leben geschiedenen Freund hat Kerner eines der Gedichte eingegeben, die seinen

Namen der Vergessenheit entreißen werden; es ist von Robert Schumann in kongenialer Weise in Töne gesetzt worden:

AUF DAS TRINKGLAS EINES VERSTORBENEN FREUNDES

Du herrlich Glas, nun stehst du leer,
Glas, das er oft mit Lust gehoben.
Die Spinne hat rings um dich her
Indes den düstern Flor gewoben.

Jetzt sollst du mir gefüllet sein
Mondhell mit Gold der deutschen Reben!
In deiner Tiefe heil'gen Schein
Schau ich hinab mit frommem Beben.

Was ich erschau in deinem Grund,
Ist nicht Gewöhnlichen zu nennen,
Doch wird mir klar zu dieser Stund,
Wie nichts den Freund vom Freund kann trennen.

Auf diesen Glauben, Glas so hold,
Trink ich dich aus mit hohem Mute.
Klar spiegelt sich der Sterne Gold,
Pokal, in deinem teuern Blute.

Still geht der Mond das Tal entlang,
Ernst tönt die mitternächt'ge Stunde,
Leer steht das Glas, der heil'ge Klang
Tönt nach in dem krystall'nen Grunde.

Wie sich hier die Romantik der nächtlichen Szenerie mit der ins Sakrale erhöhten Feierlichkeit der Handlung vermählt, wie sich das Große mit dem Innigen verbindet, das ist eigenartig und bedeutend.

„Dass nichts den Freund vom Freund kann trennen!" Es ist möglich, dass diese Worte für den Dichter einen Nebensinn bargen, der sich dem unbefangenen Leser nicht erschließt. Kerner glaubte ja an Geister, an ein „Mittelreich", in welches die Seelen unmittelbar nach dem Tode eingingen und von welchem aus es ihnen möglich wäre, mit den in der Zeitlichkeit wandelnden Menschen zu verkehren.

Liegt mein Körper eine Leiche,
Ist mein Geist noch nicht am Ziele;
Denn in meines Vaters Reiche
Sind der Wohnungen gar viele.
Einst aus Vaters Hand will nehmen
Ich mein Los, demütig, stille;
Schweb ich auch mit irren Schemen,
Vater es gescheh dein Wille.

In diesem Glauben, der dem Romantiker ohnehin nahe lag, war Kerner bestärkt worden durch Erfahrungen, die er mit geistig anormalen Menschen gemacht hatte. Berühmt ist die von ihm in einem eigenen Buche geschilderte und gepriesene Seherin von Prevorst, eine Kaufmannsfrau, die im „magnetischen Schlaf" mit seligen Geistern Unterhaltung pflegte und in gehobenem Vortrag von den Geheimnissen einer höheren Welt Kunde gab. Die eigentümliche Erscheinung, dass manche Menschen in einem Zustande, den man heute wohl als hypnotischer Schlaf bezeichnen würde, mit veränderter Stimme sprechen, wobei sie sich einer Redeweise befleißen, die ihnen bei wachem Bewusstsein ferne liegt, wurde von Kerner nach uralter Weise durch die Annahme erklärt, dass sich ein fremder Geist in sie hineingedrängt habe, dass sie „besessen" seien. Nach dem Erscheinen seiner hyperromantischen Erzählung „Die Heimatlosen", in der psychische Anomalien eine große Rolle spielen, schrieb Kerner an Uhland: „Magnetischer Schlaf, Epilepsie, Verzückung, Wahnsinn, alte Narben, die Veränderungen in der Atmosphäre voraussagen — all dies sind Zustände, durch die der Mensch dem Geist der Natur, einem Allgemeinleben, dem Leben der Geister und Gestirne näher kommt, befreundeter wird." Kerners „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit", eine schlecht komponierte aber partienweise außerordentlich reizvolle Jugendbiographie, die 1849 erschien, beweist, dass der Dichter auch an voraussagende Träume glaubte; er selbst will solche des öftern gehabt haben, eine Qual, die er keinem wünsche. Wie stark Kerners Geisterglaube auf Menschen, die ihm näher traten, wirken konnte, das beweist das Beispiel von D. F. Strauß, der, nachdem er als Student die Seherin bei Kerner kennen gelernt hatte, eine Zeitlang „hinter jeder Ecke des Weges, hinter jedem Strauch des Gartens das Sonderbarste und Außerordentlichste ohne Verwunderung und noch mehr ohne Schrecken hervortreten zu sehen, jeden Augenblick gefasst war". Kerners Deutung der von ihm beobachteten seelischen Anomalien wird heutzutage von den meisten abgelehnt, wie denn der Dichter zu seinen Lebzeiten mit Spott überschüttet wurde; Heine nannte ihn in seinem bissigen Schwabenspiegel einen Narren, fügte allerdings hinzu, seine Gedichte seien nicht ganz schlecht und der Mann sei überhaupt nicht ohne Verdienst. Von den Spiritisten werden einige seiner „Beweise für

das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsrige“ meines Wissens ernst genommen. Das Verdienst bleibt Kernern jedenfalls, gewisse Erscheinungen der erregten Psyche genau beschrieben zu haben. Dass ihm die Fähigkeit zu scharfer Beobachtung nicht abging, das dürften seine Untersuchungen über das Wurstgift beweisen, welchen die medizinische Wissenschaft eine wirkliche Förderung verdanken soll.

Erfreulich ist, dass sein Glaube an ein Mittelreich das Gemüt des Dichters in keiner Weise ungünstig beeinflusste; in ihm war offenbar nicht die Anlage zu einem Schwarmgeist. Was er von seinen Medien über jene geisterhafte Welt, die uns umgeben solle, erfuhr, das erschien ihm übrigens wohl selbst zeitweise als eine Erkenntnis von zweifelhaftem Werte. So erklärt es sich, dass er gelegentlich zur Belustigung seiner Gäste die „Dämonen“ in den Besessenen reizte, bis sie sich recht toll gebärdeten.

Eine schlichte Religiosität ist dem Dichter nie verloren gegangen, ein Glaube, der wesentlich im Vertrauen auf ein geheimnisvolles aber gütiges höchstes Wesen bestand, dem er einst näher zu kommen hoffte: „ein Leben nach dem Tode hat der Mensch nicht *anzusprechen;* schenkt es ihm Gott, so weiß dieser, an welchen Platz er ihn stellen soll“. Dass sich das Göttliche in der Natur offenbare, dass es sich dem Gemüt des Menschen erschließe, wenn er, den analysierenden Verstand verabschiedend, sich ins Leben der Natur innig versenke, sich ihr „ans Herz lege“, ist eine den älteren Mystikern eigene, auch den Romantikern liebe Vorstellung; Kerner hat ihr öfters Ausdruck verliehen, besonders in seiner Jugend.

Manche Vorstellungen der katholischen Kirche liebte Kerner. Er hat Marienlieder gedichtet, innig wie Madonnen von Fra Beato. Zu Johannes Ronge, dem Bischof der Deutschkatholiken, sagte er 1845: „Sie dürfen mit ihrer neuen Lehre einreißen, so viel Sie wollen, aber das sage ich Ihnen: die Jungfrau Maria lassen Sie mir stehen. Sie ist das einzig Poetische, was wir im Christentum haben.“ Seine künstlerische Hinneigung zur römischen Kirche hinderte ihn nicht, sich Uhland gegenüber recht scharf über „grass katholische, überspannte“ Äußerungen eines getauften

Israeliten auszusprechen, wie er denn im öffentlichen Leben auf freisinniger Seite stand, sich für die Kämpfe der Griechen und Polen begeisterte und „den Bürgerwall ums Königshaus“ pries, der jeden Donner aushalte. Dass er die Ausschreitungen des tollen Jahres missbilligen würde, ließ sich von einer so friedlichen Natur nicht anders erwarten. Bekehrungswütige Frömmler hielt sich Kerner bis in seine letzten Jahre vom Leibe. Zu einem Herrn dieser Art sagte er einmal: Gehen Sie zum Teufel mit Ihren eingelernten Konfirmationssprüchen. Sind Sie Portier im Himmel, dass Sie alles so genau wissen?“

Varnhagen, der im Jahre 1808 zugleich mit Uhland und Kerner in Tübingen studierte, schilderte diesen als einen schlanken, wohlgewachsenen, hübschen Jungen. D. F. Strauß beschreibt den Fünfziger als eine robuste Figur mit vollem, rundem Gesicht, das dem geübten Beobachter die zartesten und geistreichsten Grundlinien verrate, mit feinen, zierlichen Händen und braunen, nachdenklichen Augen. „Kerner spricht in der Regel wenig: sinnend, die Hände über den Rücken geschlagen, steht er am Fenster, sitzt mit gefalteten Händen im Stuhl oder geht langsam auf und ab; dann liebt er es wohl, bisweilen vor einen anwesenden Freund hinzutreten, ihm ins Auge zu sehen, und, indem er halb seufzend seinen Namen mit einem freundlichen Beiwort ausspricht, ihm auf die Schulter zu klopfen.“ Kerner war durchaus frei von der Neigung, sich in Szene zu setzen, die so manche Künstler der romantischen und nachromantischen Generation, zum Beispiel Lenau, hatten.

AARAU HANS KAESLIN

(Schluss folgt.)